



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

G., C.: Aus der Vergangenheit eines Schlesischen Klosters.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

zu der Annahme geführt wird, der Widerwille gegen sie sei aus einem dergleichen körperlichen Gebrechen entstanden. Verschiedenen Berichten zufolge soll jedoch ihre Krankheit mehr die Gestalt eines heftigen Deliriums, das zur Zeit des Neu- und Vollmondes sich einstellte, als geistiger Schwachsinigkeit gehabt haben. Trat diese Zeit ein, dann ließen sie ihre Arbeit im Stich und setzten durch die tollsten Streiche die ganze Gegend in Schrecken. Fortwährende und heftige Bewegung hielt man für das beste Mittel, diese Wuthausbrüche zu lindern. In dem Verlangen nach rascher Bewegung glich der Anfall der neapolitanischen Tarantella, während er durch die wahnsinnigen Handlungen, welche die Betroffenen verübten, mit der nordischen Berserkerwuth Aehnlichkeit hatte. Besonders in Bearn sollten diese Ausbrüche der Wuth sehr gefürchtet sein, so daß, wenn die Zeit herankam, zu welcher die Gagoutelle, wie man die Krankheit nannte, eintrat, die übrigen Landbewohner sich kaum aus ihren Häusern wagten. Hierher gehört noch eine recht hübsche Uebersetzung: Ein Bearner hatte eine Gagotin zur Frau; stellten sich nun bei dieser die ersten Symptome der Gagoutelle ein, so bläuetete er sie, um sie in einen Zustand heilsamer Transpiration zu versetzen, so lange weidlich durch, bis sie vollständig ermattet und erschöpft war, und sperrte sie dann ein, bis der Mondwechsel eingetreten. Hätte er nicht stets solche energische Mittel in Anwendung gebracht, wer weiß was Alles hätte passiren können, sagte das Volk.

Aus der Vergangenheit eines schlesischen Klosters.

Monumenta Lubensia, herausgegeben von Dr. W. Wattenbach, Königlichem Provinzialarchivar. Der Königlichen Universität zu Breslau bei der Feier ihres fünfzigjährigen Bestehens überreicht vom Königlichen Provinzialarchiv für Schlesien. Breslau, Joseph May und Comp. 1861.

Am Strande der Oder, von der wir zugestehen müssen, daß sie an Ufer-
 Schönheiten so arm ist, wie kein anderer Strom Deutschlands, bietet sich doch,

abgesehen von dem freundlichen Bilde, welches in Breslau die Dominsel mit ihren Kirchen gewährt, noch einmal ein großartiger Anblick dar. Es ist dies ungefähr $6\frac{1}{2}$ Meile unterhalb Breslau; da umsäumt der herrlichste Eichenwald den Strand des Flusses, in den Wellen spiegeln sich stolze, mit hochragenden Thürmen geschmückte Gebäude in mächtiger Ausdehnung und den großartigsten Verhältnissen. Es ist dies das Cisterzienserstift Leubus, das schlesische Escorial, wie es ein Reisender der Neuzeit nennt, der auch behauptet, es wäre allgemein anerkannt, daß man in ganz Europa kaum 3 Klöster von so kolossaler Pracht aufzufinden vermöge. Der Glanz des sogenannten Fürstensaales, der, mit schlesischem Marmor gepflastert, fast überladen ist mit Vergoldung und kostbarer Stuckaturarbeit und geziert durch die werthvollen Bilder des schlesischen Raphaels Willmann, soll einst Friedrich den Großen zu der ironischen Frage bewogen haben, ob wol die Apostel auch dergleichen Säle gehabt hätten. Jetzt sind freilich längst die Mönche verschwunden, das Stift ward 1800 mit der Mehrzahl der schlesischen Klöster säcularisirt, und seit 1830 besteht hier eine großartig angelegte Irrenanstalt, während die umfangreichen Prälaturställe nebst einigen andern Klostergebäuden seit 1817 für das königliche Provinzial-Landgestüt benützt werden.

In die einstigen kümmerlichen Anfänge dieses später so mächtig emporgekommenen Stiftes führt uns das obenerwähnte Buch, dessen Reichthum an culturhistorischen Beziehungen ihm ein Interesse sichert, welches weit hinausgeht über die engeren Grenzen der Provinzial- und Localgeschichte.

Wir übergehen hier die dürren Annalen, welche der geehrte Herausgeber mit gewohnter kritischer Genauigkeit mittheilt, und bei denen es dem Historiker durch die reichen Anmerkungen leicht gemacht ist, aus der Masse die brauchbaren Notizen auszuscheiden; uns interessiren vor Allem die unter D. auf S. 14 abgedruckten Verse, die eine lebendige Schilderung des damaligen Zustandes des Landes enthalten. Nach einer halb sagenhaften Ueberlieferung nämlich soll das Kloster schon im 11. Jahrhunderte durch Benedictiner aus Clugny gegründet sein, welche aber, schnell entartet, am Ende des 12. Jahrhunderts Cisterziensern aus dem thüringischen Kloster Pforte hätten weichen müssen, einem Orden, der sich ja überall große Verdienste um die Hebung der Landescultur erworben. Ueberall hier in Schlesien haben sich diese deutschen Mönche, die wir besonders seit der Zeit Herzogs Boleslaus des Ersten († 1201) hier einwandern sehen, als rüstige unermüdete Vorkämpfer für die deutsche Cultur bewährt, welche dann in so kurzer Zeit das slavische Land für Deutschland ergöbern sollten; aber ein tiefes Dunkel deckt die Pfade, welche sie gegangen sind, sie, die dem Bauer den Pflug führen

lehren, haben für wissenschaftliche Thätigkeit keine Muße gefunden, keins der zahlreichen schlesischen Klöster bewahrt nennenswerthe chronikalische Aufzeichnungen aus alter Zeit. Um so mehr Interesse erregen jene Verse, welche der Herausgeber dem Anfang des 14. Jahrhunderts zuschreibt, und welche uns einen Blick thun lassen auf die mühseligen Anfänge solcher deutscher religiöser Genossenschaft in dem barbarischen Lande. Zweimal, schreibt der Chronist, seien die Brüder, deren Beschützer Boleslaus zeitweise aus seinem Lande vertrieben war, nach ihrer Heimat zurückgewandert aus Mangel an Subsistenzmitteln in der öden Ferne, bis der inzwischen wieder heimgekehrte Herzog sie zurückzuführen und für die Dauer in Leubus anzusiedeln vermochte, und wie elend fanden sie das Land, größtentheils un bebaut, von Wäldern erfüllt. Das arme, zu angestrenzter Thätigkeit schwer sich entschließende Volk lebte kümmerlich von Viehzucht, nur hier und da rigte es mit dem von Rühen gezogenen hölzernen Hakenpfluge leicht den sandigen Boden. Erbärmlich gekleidet, barfuß schritten die Menschen einher. Der Gebrauch des Eisens, überhaupt der Metalle, der Münzen, ja selbst das Salz war ihnen fremd. Weit und breit gab es keine Stadt, nur hier und da eine Burg mitten im uncultivirten Bruchlande und wol auch eine kleine Kapelle, vor der die Märkte abgehalten wurden. So lebhaft hatte sich noch mehr als ein Jahrhundert nach jener Zeit die Ueberlieferung jener traurigen Zustände erhalten. Freilich muß es dabei immer fraglich bleiben, ob dieselben in dieser Schilderung nicht doch etwas übertrieben erscheinen. Ganz verschieden hiervon ist nun das zweite Bild, welches uns ein andres Gedicht aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts zeigt. Da ist die Existenz des Stiftes fest gegründet, ja es ist sogar der Wohlstand dort eingekehrt, das Land umher ist cultivirt und gibt reichen Ertrag, doch andre Sorgen quälen jetzt die Mönche. Ein übermüthiger und gewalthätiger Fürst (wahrscheinlich Wenzel von Liegnitz † 1364) mit seinem rohen ihm nacheifernden Gefolge bedrängt das Kloster unablässig. So war die Zeit. Höchstens in den umfriedeten Mauern der Städte fanden Recht und Gesetz eine Stätte, draußen aber herrschte die brutale Gewalt, und die immer geldbedürftigen Fürsten respectirten nicht im Mindesten die Heiligkeit des Klosters, und fanden noch eine Art von Sühne darin, wenn sie dem einen Stifte einen Theil von dem schenkten, was sie dem andern geraubt oder abgepreßt; und wie der Herr, so natürlich auch die Knechte — das war die Frömmigkeit jener gepriesenen glaubensfreundigen und glaubensinnigen Zeit. Doch lassen wir unsern Chronisten selbst erzählen, der hier S. 31 in leoninischen Hexametern das Leid des Leubuser Abtes klagt, den sein Ordenskleid nicht vor zahlreichen ungebetenem Gästen schütze, welche bald befehlend, bald

drohend sämmtlich Gaben von ihm heischten. Der verlangt Geld, nicht unter einer Mark, der Getreide, der ein Schock Brode, der Heu oder Hafers, der Fische, der Holz, ein Anderer raubt sich gleich hundert Schafe. Andere versuchen es mit zudringlichen Bitten und Schmeicheleien, aber Alle wollen etwas geschenkt haben, sie bringen wol ein leeres Faß und wünschen es mit Wein gefüllt zu sehen. Einer begehrt einen Malter Käse, ein Anderer Pfefferkuchen, ein Dritter Obst, ein Viertes Tuch. Und die einmal gereichte Gabe wird leicht zu einer Verpflichtung wiederholter Leistungen gemacht, ebenso wie auf eine Verweigerung schnell die Drohung folgt, man werde durch den Raub eines Pfandes die Gabe zu erzwingen wissen. Dem Einen soll das Kloster Pferde und Wagen zur Verfügung stellen, sonst werde er das Land verwüsten, ein Anderer will gespeist sein und mißhandelt dann zum Dank die Mönche, schimpft die Laienbrüder. Urheber all dieses Elends ist der Fürst (Herzog Wenzel). Warum zögert der sonst so unbarmherzige Tod ihn zu holen? Dann schildert der Verfasser, wie schlimm es ist, wenn die fürstliche Jagdgesellschaft in's Kloster einbricht, mit großem Troß und vielen Hunden. Schnell bringen dann zwei bis drei Knechte Brode herbei, soviel sie tragen können, aber die Gäste sind unersättlich. Unter Lästerungen verlangen sie Wein vorgelegt zu erhalten und wenn sie solchen erhalten, schmähen sie ihn, als sei er nicht gut genug. Vom Weine berauscht fangen sie dann an zu singen und zu schreien und auf den Hüfthörnern zu blasen, daß ein Lärm entsteht, wie wenn der Wolf auf die Weideplätze der Schafe kommt. Es geschieht auch wol, daß ein besonders Gewaltthätiger mit einem Schreiben des Herzogs ankommt, in welchem dieser dem Abt anempfiehlt, dem Ueberbringer ein Pferd zu schenken. Wird dem Verlangen nicht gleich gewillfahrt, sagt der übermüthige Bittsteller drohend: ist denn der Abt blind, sieht er nicht, wie leicht ich erzwingen könnte, was ich jetzt erbitte? Ich habe hundert und mehr Helfer, die des Nachts, wenn der Abt schläft, gleich Fledermäusen umherschwärmen; er gebe das Pferd gutwillig, sonst wird man anders mit ihm sprechen. So geht es den Klöstern im Gebiete dieser Herren. Kein Ritter hält das Gefindel in Zucht; möge ein Strick um den Hals den strafen, welcher die Schuld trägt. Hätte doch seine Mutter lieber Ungeheuer des Meeres zur Welt gebracht als ihn!

Eine andre Art von Bedrängniß, nämlich die durch äußere Feinde, hier noch verschärft durch das Hinzutreten von religiösem Fanatismus, schildert dann ein drittes Gedicht (S. 32), abermals ein Jahrhundert später, die Verwüstung des schlesischen Klosters Ramenz durch die hussitischen Soldaten Podiebrad's,

welche während der durch die Niederlage der Breslauer bekannter gewordenen Belagerung Frankensteins jenes unweit davon gelegene Kloster überfielen und dort allerdings schlimm gehaust zu haben scheinen. Die armen Mönche wurden von den kaiserlichen Böhmen nicht nur verspottet, sondern sogar thätlich gemißhandelt und schließlich aus dem Kloster getrieben. Das Kloster ward vollständig ausgeraubt und selbst die Heiligthümer nicht verschont; selbst die sorgsam verborgenen Schätze fanden die Böhmen vermittlest ihrer behetzten Schwerter.

Was diese etwa noch übrig gelassen, das stahlen die durch den Krieg verarmten und demoralisirten Umwohner. Fast komisch erscheint es, wenn nach der Darstellung so vieler wirklicher schwerer Leiden noch besonders hervorgehoben wird, daß die Mönche, als sie endlich zurückzukehren wagen durften, so schlecht hätten leben müssen, daß sie nicht nur mit grobem Brode sich begnügen, sondern auch Wasser hätten trinken müssen, was sie früher nicht gewohnt gewesen seien, und sich am Ende mit dem ausgepreßten Saft der Aepfel statt ihres früheren guten Bieres hätten begnügen müssen.

So sehen wir, daß auch im Mittelalter das Leben der Mönche keineswegs bloß, wie man es sich oft vorstellt, ein Leben behaglichen ungetrübten Genusses gewesen ist; übrigens können wir diese kurzen Schilderungen, die wir aus dem Reichthum des hier gebotenen Materiales herausgegriffen haben, nicht besser schließen als mit den schönen Schlußworten der Widmung: Wir werden das Andenken der alten Mönche stets in Ehren halten. Wir danken es ihnen, daß wir zum Anbau des Landes wie zur Pflege der Wissenschaften keiner Mönche mehr bedürfen. Ihr Werk ist gethan, und an der alten Stätte der Jesuiten grünt und blüht jetzt, der Pflege anderer Hände anvertraut, der Baum der Wissenschaft in reicherer und kräftigerer Fülle als zuvor. Möge es ihnen nie an Luft und Licht, an treuer Wartung und guter Obhut fehlen! C. G.